



VERSTÄNDNIS

Erleben, wie er uns sieht, wie er sich dabei fühlt? Menschen wollen verstehen, mit wem sie zusammenleben – Hunden geht es genauso. Um uns zu durchschauen, „verhundlichen“ Hunde uns. Uns bleibt nichts anderes übrig, als Hundeverhalten mit menschlichen Worten zu beschreiben. Kritisch wird es nur, wenn wir unser Empfinden in seinen Augen widerspiegelt glauben. Es gibt Unterschiede, die trotz großer Nähe bleiben.

Was fühlst du?



Fotos: AMANDA JONES Text: KATE KITCHENHAM

HUNDE DRÜCKEN IHRE EMOTIONEN KLAR UND UNVERFÄLSCHT AUS – ABER FÜHLEN SIE WIRKLICH GLÜCK, TRAUER UND FREUDE WIE WIR? ODER HABEN SIE NUR GELERNT, SICH UNSEREN VORSTELLUNGEN GEMÄSS ZU VERHALTEN?



FREUDE

„Hast du gerade Leckerli gesagt?“ Hunde verstehen eine Menge Wörter. Schon als Welpen studieren sie unsere Laute, durchschauen rasch, was sie bedeuten könnten, und reagieren mit großen Gefühlen wie Vorfreude, Enttäuschung, Stolz, Verlegenheit, Fröhlichkeit. Kurz: Sie zeigen uns, was sie fühlen – und liefern damit einen wichtigen Grund, warum wir so gerne mit ihnen zusammenleben.



MITGEFÜHL

Sie sind gute Verhaltensforscher und registrieren jede Gefühlsschwankung ihres Gegenübers. Das gelingt, weil sie aus kleinsten Einzelheiten Informationen ebenso lesen wie riechen können, zum Beispiel aus welchen Molekülen sich unser Schweiß gerade zusammensetzt. Sie gleichen unser Verhalten mit dem eigenen ab, fühlen sich also in uns hinein und zeigen Mitgefühl – und reagieren entsprechend.



TREUE

Typisch Mensch – gefühlte Stimmung: null Grad, gezeigte Stimmung: Sonnenschein. Weil Hunde uns gut kennen, wissen sie immer um unser Innenleben. Deshalb sollten wir gar nicht erst versuchen, unseren Ärger zu überspielen. Besser: einfach die schlechte Laune akzeptieren, zu anderen dabei fair bleiben. Denn Hunde haben für echte Gefühle viel Verständnis. Sie kennen keine anderen.



LEBENSLUST

Wie bei unseren Kindern sprechen die Gefühle der Hunde eine ehrliche Sprache, die sich über den ganzen Körper ausdrückt. Mag sein, dass ihre Emotionen gerade deshalb so ansteckend auf uns wirken. Ein fröhlicher Hund regt die Lachmuskeln an, vertreibt Kummer und zaubert ein Lächeln auf unser Gesicht – als wäre es eine gefühlte Verbrüderung, die für innere Glücksgefühle sorgt.



RIVALITÄT

Auch Hunde kennen Konkurrenzgefühle. Denn solange die Rangordnung nicht klar definiert ist, bleibt der Zugang zu wichtigen Ressourcen wie Nähe oder Futter ungeklärt. Das stresst, denn schließlich geht es um das, was das Leben sicher macht: Geborgenheit, Anerkennung, Zuneigung, Fressen, Ruhe. (Lesen Sie dazu unsere Erziehungstipps gegen Eifersucht im Rudel, S. 112.)



LIEBE?

Es gibt kein Gefühl, das derart komplex und individuell so verschieden ist wie die Liebe zum Partner, zu Kindern und Eltern. Hunden ergeht es nicht anders. Sie pflegen zu jedem aus der Familie eine eigene Beziehung, brauchen wie wir Geborgenheit, Körperkontakt, Anerkennung. Je mehr Zeit wir miteinander verbringen, desto besser lernen wir einander kennen – und lieben.

ES GIBT IMMER NOCH WISSENSCHAFTLER, DIE BEHAUPTEN, HUNDE SEIEN WIE MASCHINEN, DIE AUF ÄUSSERE REIZE UNBEWUSST UND OHNE GEFÜHL REAGIEREN. ANDERE WIEDERUM SEHEN DAS LÄNGST ANDERS ...

IM OKTOBER 2006 wurde in den kanadischen Rocky Mountains eine sieben Monate alte Jungwölfin von einem Jeep angefahren. Schwere Verwundungen sind hier ein sicheres Todesurteil, denn für geschwächte Tiere, die nicht mehr mit der Familie umherziehen können, wird die Nahrungsbeschaffung zum echten Problem. Nicht jedoch in diesem Fall. Der Feldforscher Günther Bloch, Leiter der „Bow Valley Wolf Behaviour Study“, konnte zum wiederholten Mal beobachten, wie Wölfe einander helfen: In den folgenden Wochen schleppte die Mutterwölfin Delinda große Fleischstücke insgesamt über zwei Stunden und neun Kilometer zur verletzten Tochter. Selbst einen nüchtern analysierenden Feldforscher lässt nicht kalt, dass Delinda dabei rund zwölf Mal das schwere Beuteteil ablegen und mehrere Minuten pausieren musste, bis sie genug Kraft für den weiten Weg hatte: „Es waren Muttergefühle, die Delinda angetrieben haben. Andere Erklärungen habe ich nicht.“

Günther Bloch stammt aus der Schule der Verhaltensökologen, die versuchen, aus gezeigten Verhaltensweisen zunächst den nüchternen Überlebenswert zu analysieren.

HUMOR?

Hunde haben ihren eigenen Humor. Manchmal macht es eben glücklich, albern zu sein.



Doch in vielen Einzelfällen scheitern die üblichen Theorien: Nach den Gesetzen der Verhaltensökologie hätte die Fähe ihre kostbare Energie zugunsten der nächsten Welpengeneration sparen – oder sich verstärkt auf das Überleben ihrer gesunden Kinder konzentrieren müssen. Was also trieb das Tier an?

ZEIT ZUM UMDENKEN

Mittlerweile mehren sich Beobachtungen von Verhaltensweisen, die einen Schluss nahelegen: Nicht alle Verhaltensweisen frei lebender Tiere richten sich rein nach ihrem Überlebenswert – manche Tiere zeigen soziale Emotionen wie Mitgefühl, Neid oder Verlegenheit, die auf höhere Bewusstseinsstufen hindeuten könnten. Für Hundehalter ist das nichts Neues: Fast jeder hat schon beobachtet, wie Bello vor Freude durch die Wohnung springt, nur weil am Telefon die Worte „Bis gleich!“ gefallen sind. Und wie er sich mit hängenden Ohren auf seinen Platz zurückzieht, weil Frauchen „Du bleibst hier“ gesagt hat. Ganz klar: Hunde zeigen Gefühl – für Hundebesitzer ist das keine Frage, die wissenschaftlich geklärt werden müsste.

Für viele Verhaltensforscher dagegen sind Diskussionen über Parameter wie „Bewusstsein“ oder „Gefühl“ bei Tieren immer noch Neuland. Der Grund: Geforscht wurde lange Jahre überwiegend nach Theorien und Methoden der Behavioristen, die nur anerkennen, was im Versuchsaufbau nachzuweisen ist. Doch dagegen regt sich Widerstand in den eigenen Reihen: „Man sollte genau andersherum argumentieren“, meint der Verhaltensbiologe Marc Bekoff: „Die Beweislast liegt bei den Behavioristen: Solange die Existenz von Bewusstsein und Gefühl nicht widerlegt ist, sollten wir davon ausgehen, dass Tiere fühlen und denken können.“

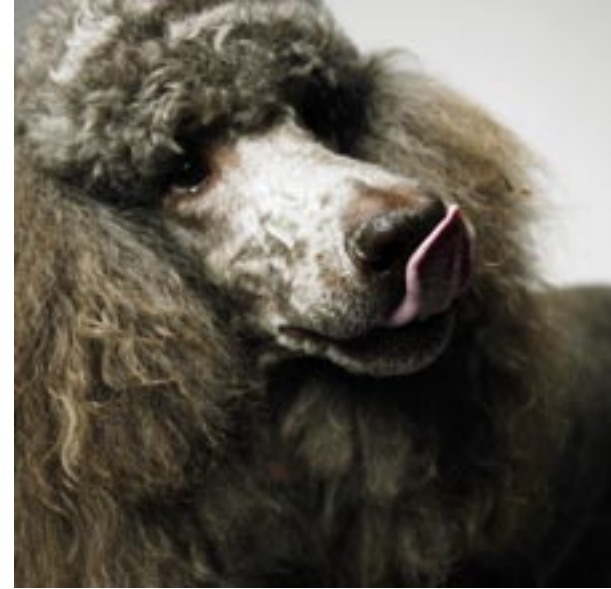
Doch wie können wir uns vorstellen, was unter der Schädeldecke des Hundes vor sich geht? Immerhin verzweifeln wir oft

schon daran, die Gefühlswelt der eigenen Mutter oder des Partners verstehen zu wollen! „Menschen wollen verstehen, wen sie lieben“, so die amerikanische Zoologin Patricia McConnell. Aber können wir Hundemotionen mit unseren Gefühlen vergleichen?

Die Ethologin Dr. Dorit Feddersen-Petersen kann an einer menschlichen Sicht auf Emotionsregungen bei Bello nichts Schlimmes finden, im Gegenteil: „Einen gewissen Grad der vermenschlichenden Bezeichnung dessen, was Hunde tun, sollten wir als durchaus förderlich für den Prozess des Verstehens ansehen. Kommen biologische Kenntnisse hinzu, kann die Tiergerechtigkeit des Umgangs mit Hunden keinen Schaden nehmen.“

Doch fühlen Hunde Freude, Angst oder Unsicherheit wirklich wie wir? Der Evolutionsbiologe Charles Darwin war sich schon 1871 sicher: „Der geistige Unterschied zwischen Mensch und Tier, so groß er auch sein mag, (ist) sicherlich nur von gradueller Natur, nicht aber von unterschiedlichem Wesen.“ Hirnforscher versuchen Emotionen heute auf die Spur zu kommen, indem sie den Blutfluss in bestimmten Gehirnregionen messen. Andere Wissenschaftler analysieren das Blut, in dem der tägliche Cocktail an Glücks- und Stresshormonen durch die Adern pulsiert. Die Studien zeigen, dass sich bei Tier und Mensch die Mechanismen der Gefühlserregung gleichen. Die Schaltstelle der Emotionen liegt dabei im zentralen Nervensystem. Das ist gut durchdacht: „Emotionen haben einen hohen Überlebenswert“, so der Neurologe Antonio Damasio. Sie helfen uns innerhalb von Millisekunden, bei Gefahr richtig zu reagieren – ohne nachzudenken.

Durch genetische Vorgaben und eigene Erfahrungswerte entscheiden Hund und Mensch sich also „intuitiv“ für die jeweils richtige Emotion: Sympathie oder Antipathie? Freude oder Enttäuschung? Während wir zum Beispiel am ersten warmen Tag im



HUNGER?

Reine Motivation! Emotionen dagegen retten uns das Leben oder machen es lebenswert.

Jahr verzückt Vogelstimmen lauschen, schüttet unser Gehirn fleißig das stimmungsaufhellende Hormon Dopamin in die Blutbahn – genau wie beim Hund, der neben uns albern mit seinen Kumpels über die Wiese hüpf.

Tieren Emotionen abzusprechen ist längst nicht mehr Inhalt ernst zu nehmender wissenschaftlicher Diskussionen. Hoch aktuell aber ist die Frage, ob und wie Tiere in der Lage sind, ihre Emotionen zu fühlen.

EMOTION ODER GEFÜHL?

Neurowissenschaftler wie Damasio gestehen vielen Tieren hochdifferenzierte soziale Emotionen zu (siehe Kasten). Den entscheidenden Unterschied sieht er in unserer Fähigkeit, Emotionen bewusst zu reflektieren und dadurch Gefühle zu erzeugen. Kurz: Emotionen spielen sich auf der Bühne des Körpers ab, Gefühle im Innern. Der amerikanische Neurobiologe Jaak Panksepp bezweifelt diese Theorie: Er hält entgegen, dass man sich glücklich oder traurig fühlen kann, auch ohne zu verstehen, warum man so empfindet. Um dem komplexen Phänomen gerecht zu werden, fordern Feldforscher wie Günther Bloch eine Kombination von „harten Daten“ aus dem Labor mit Dokumentargeschichten: „Um die Vielschichtigkeit von Verhalten und Emotion einigermaßen komplex beschreiben zu können.“

UND WAS IST MIT LIEBE?

Philosophen und Dichter haben verzweifelt versucht, sie in Worte zu fassen. Ob Hunde ein vergleichbares Gefühl erleben, analysiert Günther Bloch in seinem Buch „Pizzahunde“,

in dem er seine Beobachtungen aus der Feldstudie „Tuscany Dog Project“ beschreibt, zum Beispiel wie eine Hündin auf den Verlust ihres Sohnes reagierte: „Trotz zahlreicher Versuche, seinen schlechten körperlichen Zustand durch regelmäßiges Säugen und Vorwürgen von Nahrungsbrei wieder zu verbessern, gelang es Lilly nicht, ihn am Leben zu erhalten. Der kleine Rüde lebte gerade einmal fünf Wochen (...) Lilly begann, den Leichnam (...) sehr aufwendig zu begraben. (...) Dann bedeckte sie das Grab mit allerlei Laub und legte sich mehrere Stunden mit einem leidenden Gesichtsausdruck daneben.“ Laut Protokoll hielt sich die seit ihrer Geburt verwildert in einem Rudel lebende Hündin Lilly innerhalb der folgenden drei Tage insgesamt 27,5 Stunden (nachts wurden die Tiere nicht beobachtet) bei ihrem toten Welpen auf, fraß nur wenig und wirkte lethargisch.

Ein anderes Beispiel von Günther Bloch stammt aus Freilandbeobachtungen im kanadischen Banff-Nationalpark. „Betty, das Leitweibchen des Rudels, war gestorben. Von diesem Moment an verlor Stoney, ihr langjähriger Partner, jegliches Interesse an seiner Umwelt. Er starb fast zwei Wochen später an exakt der gleichen Stelle.“ Um eine Krankheit auszuschließen, ließ Bloch den Leichnam des Wolfsrüden obduzieren. Ergebnis: „Stoney war topfit, hatte keine Verletzungen.“

Ratlos über diese Beobachtung, fragte er seinen Lehrmeister, den amerikanischen Verhaltensökologen Paul Paquet, nach einer Erklärung. Dessen Theorie zu Stoneys Tod war so simpel wie einleuchtend: „a broken heart.“ Tieren ein gebrochenes Herz zuzugestehen ist unter seriösen Wissenschaftlern noch heute mutig. Aber unter Freilandethologen mehren sich Protokollberichte über Trauer, die bei hochsozial organisierten Tierarten wie Hunden zu „sinnlosen“ Verhaltensweisen oder sogar bis zum Tod führen. Trauer im Tierreich ergibt nach rein verhaltensökologischen Maßstäben keinen Sinn: Wo bleibt der Vorteil fürs Individuum, wenn man sich nicht fortpflanzt oder sogar stirbt?

Es sind Beispiele, die erahnen lassen, zu welch großen Gefühlen unsere Hunde fähig sein können. Ob sie sich eignen, eine wissen-

schaftliche Aussage zum Gefühlsleben zu machen? Mark Bekoffs Meinung dazu ist deutlich: „Der Plural von Anekdoten ist Daten.“

GEFÜHLVOLLER TAUSCH

Ziemlich sicher sein können wir uns, dass sich unser Hund über unsere Heimkehr freut. Oder über den Tod eines Familienmitglieds trauert, wenn er tagelang das Fressen verweigert und kaum Lebensfreude zeigt. Aufpassen müssen wir trotzdem mit der 1:1-Übertragung unserer Gefühle auf den Hund, findet Bloch: „Sie sind genial, wenn es darum geht, uns zu manipulieren. Sie beherrschen wie kaum eine andere Tierart die sogenannten Vortauschungssignale: Dabei drücken sie körpersprachlich Gefühle aus, die uns zu Handlungen veranlassen sollen.“ Und wenn uns Bello mit seinem Freudentanz zur Fressschüssel lockt, sollten wir uns kritisch fragen, wer hier wessen Gefühle besser erforscht hat. 🐾

WAS FÜHLEN HUNDE?

PRIMÄRE EMOTIONEN.

Unter den meisten Forschern herrscht heute Einigkeit darüber, dass viele Tierarten zu „primären“ Emotionen wie Ekel, Furcht, Wut, Überraschung, Traurigkeit und Glück fähig sind – zu Überlebenszwecken. Doch das ist nicht alles.

SOZIALE EMOTIONEN.

Eine höhere Stufe des Erlebens bilden die sogenannten „sozialen Emotionen“. Auch sie sind nicht nur Menschen vorbehalten, sondern werden in ähnlicher Weise wohl auch von Tieren empfunden, die in komplexen Sozialsystemen leben. Beispiele: Stolz, Scham, Mitgefühl. Sie sorgen für tiefe Bindungen zwischen verwandten Exemplaren, sie regulieren und fördern Beziehungen zwischen Freunden, Partnern und Feinden.

WOZU DIENT DAS FÜHLEN?

Emotionen helfen, sich schnell wechselnden Situationen anpassen und angemessen verhalten zu können. Ihre Benutzung ist angeboren, muss aber vom Individuum durch Lebenserfahrung perfektioniert werden. Der Hundetrainer Michael Grewe fasst das für Hunde so zusammen: „Bei Welpen ist der Kopf voll mit Verhalten und Emotionen, die sortiert werden müssen. Sortiert wird aber durch häufiges Spielen, viel Sozialkontakt und viele Erlebnisse. Als erwachsener Hund weiß man dann, was man wie und wann am besten macht.“ Tatsächlich ist es so, dass Hunde, die viel erleben, lernen und spielen durften, als erwachsene Hunde sehr viel selbstständiger und lösungsorientierter arbeiten, sich in sozialen Gemeinschaften besser orientieren und mit uns besser kommunizieren können als andere Hunde.